



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mark Twain in der alten Welt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Völker, die in jüngster Zeit auf wahrhaft glänzende Leistungen zurückblicken können: Franzosen, Engländer, Deutsche. In der genannten Reihenfolge treten sie auch Chronologisch auf dem afrikanischen Schauplatz auf; während das Unternehmungsgebiet der Engländer von vornherein ein vielseitiges war, sehen wir die Deutschen zuerst auf das Nilland beschränkt, dann aber allmählig sich über Ost- und Nordafrika ausbreiten. Heute, nach kaum viel mehr denn einem halben Jahrhundert, giebt es fast keine Region Afrika's mehr, in dem wir nicht deutschen Forschernamen begegnen.

Mark Twain in der alten Welt.

Amerikanische Humoristen 4. Bd. Die Arglosen auf Reisen von Mark Twain. Uebersetzt von Moritz Busch. Leipzig, F. Wilhelm Grunow. 1875.

Die Leser kennen Mark Twain. Sie erinnern sich seines berühmten Springfrosches und seiner andern lustigen Geschichten, seiner Reise über die westliche Prairiewildniß und die Rocky Mountains und seiner köstlichen Bilder aus dem Leben im Silberland Nevada. Seine komische Manier, die Dinge an- und aufzufassen, seine originellen Vergleiche, seine humoristischen Uebertreibungen und die Art, wie er alle Welt, und gelegentlich auch sich selbst persifliert und ironisirt, wird ihnen neu und nicht unbehaglich gewesen sein, und so darf er wohl auf einen guten Empfang hoffen, wenn er hier wieder erscheint, um sich als Reisender in der alten Welt vorzustellen.

„Ein ernster Mann, von Stirne kraus“ soll zwar in einem Hamburger Blatte seine Abneigung vor ihm geäußert und überdieß gemeint haben, er sei eigentlich gar kein Humorist. Aber dieser Verdrießliche stand mit solcher Ansicht allein wie Adam, als Eva noch nicht erschaffen war, und so dürfen wir wohl annehmen, daß sein Urtheil nur auf einer Mißbildung seiner Geschmacks- und Beurtheilungsorgane beruht. Es giebt Leute, die keine Nase für Blumen und keine Zunge für Wein haben, es giebt andere, die das gelb sehen, was aller Welt sonst rosenroth erscheint, es giebt kritische Stirnrunzler, die keinen Spaß verstehen, und unser Hamburger Onkel mag zu einer von diesen drei Menschenklassen gehören, ja vielleicht vereinigt er alle drei in sich. Möglicherweise hat er auch nur ein paar Seiten von unserm amerikanischen Freunde und diese noch dazu flüchtig angesehen; denn in der Tretmühle der Tagespresse heißt's: stink sein und sich dazuhalten. Auf der linken Seite des Bucherverarbeiters liegt ein Stoß von Bänden, die alle heute noch abgethan sein müssen, auf der rechten steckt schon der Druckerjunge den Kopf nach

Manuscript durch die Thür. Wer hätte da gute Laune und Sinn für die gute Laune anderer Leute?

Damit überlassen wir den Verdrießlichen seinen Gedanken, wünschen ihm gute Besserung und wenden uns zu glücklicher Organisirten und Situirten, um ihnen einen Ueberblick über das zu geben, was Mark Twain uns hier von einem Ausflug erzählt, den er 1867 nach der alten Welt unternahm, und sie zum Genuße des Ganzen einzuladen.

Die Excursion war ungefähr von der Art, wie die Stangen'schen Reisetouren, nur etwas großartiger im Stil. Ein eigener Dampfer trug die Gesellschaft, die sich bei dem Unternehmer gemeldet, zunächst nach den Azoren, dann an die Küsten des Mittelmeers, von wo Ausflüge in das Innere von Frankreich, Italien und Spanien gemacht wurden, dann nach der Levante, nach Konstantinopel, der Krim u. s. w. Darauf nach Beirut, von wo die Reisenden Damaskus besuchten und hiernach das heilige Land von Dan bis Bersaba durchzogen, endlich nach Aegypten und von hier wieder heim in's Yankeealand. Die Expedition, die etwa ein halbes Jahr in Anspruch nahm, gelang in der Hauptsache gut. Nur war sie nicht das, als was sie sich angekündigt hatte, ein „Bergnügungsausflug“. Es waren zu viel alte grämliche Leute von der Art dabei, wie man sich unsern Hamburger Verdrießlichen vorzustellen hat, und da wäre ein Humorist vom Schlage des unsrigen übel gebettet gewesen, wenn die Regel nicht einige Ausnahmen gehabt und die Seelenverwandtschaft diese zusammen geführt hätte.

„Alle Welt stellt sich unter einem Bergnügungsausflug vor, daß die Theilnehmer an demselbigen jung, leichtfertig und etwas zum Lärmen geneigt sind. Sie werden viel tanzen, singen, liebeln, aber sehr wenig Predigten halten und anhören wollen. Alle Welt denkt sich unter einem wohlgeleiteten Leichenbegängniß ein solches, bei dem es einen Leichenwagen und einen Leichnam, einen Hauptleidtragenden und Leidtragende aus Höflichkeit, viele alte Leute, viel feierliches Wesen, keine Leichtfertigkeit und aller Augenblicke ein Gebet und einen Sermon geben muß. Drei Viertel unsrer Pilger auf der Quaker City hatten ein Alter von vierzig bis siebenzig Jahren. Ohne Zweifel hat man hier zu Hause angenommen, daß diese fröhlichen Veteranen den ganzen Tag lachten und sangen und herumsprangen, daß sie in Mondscheinächten auf dem Quarterdeck Blindfuß spielten oder Quadrille und Walzer tanzten, und daß sie in Augenblicken, wo sie nichts Besseres mit ihrer Zeit anzufangen wußten, rasch einen lakonischen Satz in ihre Tagebücher warfen und dann flink wieder zu ihrer Arbeit beim Whist oder Suchre unter den Lampen der Kajüte forthuschten. Nahm man dergleichen Dinge an, so war es ein Irthum. Die ehrwürdigen Excursionisten waren keine heitern lebensfrischen Leute. Sie tanzten nicht, spielten nicht Blindfuß, gaben sich nicht

mit Whist ab. Ein ungezwungnes herzliches Lachen war ein Laut, der auf diesen Decks und in diesen Kajüten nicht häufiger als einmal in sieben Tagen zu hören war, und der dann außerordentlich geringer Sympathie begegnete. Die Pilgrime nach dem heiligen Lande spielten, wenn sie nicht Bücher schrieben — was die meisten thaten — wenn zu viel Studium des Josephus oder der Robinson'schen Forschungen in Palästina eine Erholung nothwendig machte, Domino, das unsündhafteste aller Spiele, bis sie zur Ruhe gingen, und dann schimpften sie einander insgeheim Hallunken, bis es wieder an's Beten ging. Sie sprachen nur wenig, sie sangen nie, ausgenommen in der allabendlichen Betstunde. Das Vergnügungsschiff war eine Synagoge, der Vergnügungsausflug ein Leichenbegängniß ohne Leichnam, und es giebt ohne Leichnam nichts Erheiterndes an einem Leichenbegängniß.“

Nach einiger Verzögerung durch Sturm geht der Dampfer endlich von der Bai von Neuyork ab. Das Leben an Bord giebt unserm Humoristen Gelegenheit zu allerlei komischen Erfahrungen und Bemerkungen. Schlechtes Wetter liefert seekrante Pilger und einen allerliebsten Excurs über den Spaß, den man an diesen hat, wenn man selbst nicht leidet. Man führt Tagebücher, und der Verfasser macht sich über das vergebliche Bemühen der Gefährten, dieselben auf die Dauer fortzusetzen, lustig. Man tanzt mit Hindernissen, und auch das wird mit ungemeiner Komik geschildert. Endlich wirft das Schiff vor Fayal Anker, und die Reisenden machen eine Tour durch die Umgebung der Stadt. Am Schlusse dieses Ausfluges, der ebenfalls mit bester Laune beschrieben wird, passirt den Reisenden etwas Wunderbares.

„Blücher sagte, er wäre so glücklich und dankbar, wieder einmal auf festem Lande zu sein, daß er einen Schmaus geben wolle. Es solle ein wohlfeiles Land sein, und er fühle sich verpflichtet, ein großes Bankett zu geben. Er lud neun von uns ein, und wir hatten im ersten Hotel ein vortreffliches Diner. Inmitten der lustigen Stimmung, welche gute Cigarren, guter Wein und passable Anekdoten hervorgebracht hatten, präsentierte der Wirth seine Rechnung. Blücher warf einen Blick darauf und machte ein langes Gesicht. Er warf noch einen Blick darauf, um sich zu versichern, daß seine Sinne ihn nicht getäuscht, und las dann die einzelnen Ansätze laut und mit stockender Stimme vor, während die rothige Farbe seiner Wangen sich in Aschenfahl verwandelte: Zehn Diners à 600 Reis macht 6000 Reis! Ruin und Verwüstung! — Fünfundzwanzig Cigarren, das Stück 100 Reis, macht 2500 Reis! O meine selige Mutter! — Elf Flaschen Wein, à 1200 Reis, macht 13,200 Reis. Gott steh uns bei! Summa: Einundzwanzigtausendsiebenhundert Reis! O du unglücklicher Moses! s'ist ja nicht genug Geld im ganzen Schiffe, um diese Rechnung zu bezahlen. Geht, Jungens, und überlaßt mich meinem traurigen Schicksale. Ich bin eine zu Grunde gerichtete Stadt-

gemeinde. — Es war, als ob alle Welt plötzlich von Stummheit befallen worden wäre. Weingläser stiegen langsam auf den Tisch herab, ohne daß ihr Inhalt gekostet gewesen wäre. Cigarren fielen unbemerkt aus kraftlosen Fingern. Jedermann suchte das Auge seines Nachbarn, fand aber keinen Hoffnungsstrahl darin und keine Ermuthigung. Endlich wurde das furchtbare Schweigen gebrochen. Der Schatten eines verzweifelten Entschlusses legte sich wie eine Wolke über Blücher's Gesicht, und er erhob sich und sagte: Wirth, das ist ein niederträchtiger gemeiner Schwindel, und nimmermehr laß ich mir das gefallen. Hier sind hundertundfünzig Dollars, Herr, und das ist alles, was sie kriegen — lieber will ich in meinem Blute schwimmen, als daß ich einen Cent mehr bezahle. — Wir kriegten Courage, wogegen der Wirth ängstlich wurde. Wenigstens kam es uns so vor. Er war jedenfalls verwirrt, trotzdem er von dem, was gesagt worden, nicht ein Wort verstanden hatte. Er blickte von dem Häufchen Goldes mehrmals nach Blücher hin und ging dann hinaus. Er muß einen Amerikaner besucht haben; dann als er wiederkam, brachte er seine Rechnung in eine Sprache übersezt zurück, die ein Christenmensch verstehen konnte. Es ergab sich jetzt, daß Blücher nicht mehr als 21 Dollars 70 Cents zu bezahlen hatte. Wiederum herrschte Vergnügtheit in der Gesellschaft, und es wurden weitere Erfrischungen bestellt.“

Im nächsten Kapitel kommen wir mit dem Verfasser nach Gibraltar und von da nach Tanger in Marokko und lernen verschiedene wunderliche Käuze der Schiffsgesellschaft, z. B. das Drakel kennen, von dem im folgenden Nachstehendes erzählt wird:

„Den Abend, wo wir von Gibraltar wegsegelten, schwamm dieser Fels mit seinen harten Zügen in einem rahmfarbenen Nebel so warm, so mild, so bezaubernd unbestimmt und träumerisch, daß selbst unser Drakel, dieser ewig heitere, dieser inspirirte, dieser unermessliche Windbeutel, das Gong, das zum Diner rief, mit Verachtung von sich wies und verweilte, um anzubeten. Er sagte: Na, das ist doch prächtig, nicht wahr? So 'was hat man bei uns drüben nimmer mehr, nicht wahr? Ich nehme an, daß diese Lichtwirkungen die Folge sind von der höheren Refrabilität, oder wie man auch sagen darf, der diamanthischen Combination der Sonne mit dem lymphetischen Kräften der Perihelions des Jupiter. Wie denken sie darüber? — O gehen Sie doch zu Bette! Es war Dan, der das sagte. — O ja es ist schön, zu sagen: wenn uns jemand ein Argument aufstellt, worauf der Andere nicht antworten kann. Dan hat niemals Aussicht, mich bei einer Beweisführung zu widerlegen. Und er weiß das auch. Was sagen Sie dazu, Jack? — Hören Sie 'mal, Doctor, kommen Sie mir nicht, und langweilen Sie mich nicht mit diesem Geklapper aus dem Wörterbuch. Ich habe Ihnen ja nichts zu Leide gethan. Also lassen sie mich in Frieden. — Der ist auch fort. Diese Burschen haben

das alte Orakel, wie sie's nennen, von allen Seiten attackirt, aber der Alte ist ihnen schier zu viel. Vielleicht, daß der gekrönte Poet mit diesen Deductionen nicht befriedigt ist. — Der Poet antwortete mit einem barbarischen Reime und ging hinunter. — Es scheint, daß auch der sich's nicht qualificiren kann. Na, ich habe das von ihm auch gar nicht erwartet. Habe nie einen von diesen Dichtern gesehen, der 'was wußte. Er wird jetzt hinuntergehen und sich abquälen, um etwa vier Verse voll des greulichsten Quarks über diesen alten Felsen dort zusammen zu kleistern. 's ist ein Glend, daß nicht jemand diesen armen alten Verrückten herkrieget und ihm den poetischen Kehricht aus dem Kopfe segt. Warum kann jemand nur nicht seinen Intellect auf Dinge richten, die einigen Werth haben. Gibbons und Hübokratius und Sarkophagus und andere Philosophen des Alterthums waren alle Feinde der Poeten, und — Doctor, sagte ich, Sie wollen mir hier wieder Autoritäten erfinden, und ich werde Sie ebenfalls verlassen. Ich erfreue mich stets an Ihrer Unterhaltung, wenn die Philosophie, die Sie darbieten, auf ihrer eignen Verantwortlichkeit ruht; aber wenn Sie aufzustiegen anfangen, wenn Sie dieselbe auf das Zeugniß von Autoritäten stützen wollen, welche die Geschöpfe Ihrer eignen Phantasie sind, verliere ich das Zutrauen.“

Die Reisenden kommen dann nach Marseille, wo sie, wie sehr anmuthig erzählt wird, mit ihrem Französisch nicht verstanden werden und in allerlei komische Verlegenheiten gerathen. Von Marseille geht's nach Paris zur internationalen Ausstellung, wo dem Verfasser wiederum allerlei seltsame Dinge passiren. Der Verfasser erzählt:

„Von der frühesten Kindheit auf hatte ich den Ehrgeiz gehabt, mich einmal in einem der palastartigen Barbierläden von Paris rastren zu lassen. Ich wünschte mich meiner vollen Länge nach in einen gepolsterten Großvaterstuhl zurückzulehnen, Bilder um mich herum und prächtige Möbeln, mit Fresken geschmückte Wände und vergoldete Schwibbogen über mir und lange Reihen korinthischer Säulen vor mir. Die Düfte Arabiens berauschten meine Sinne, und das einschläfernde Summen entfernter Geräusche sang mich in Schlaf. Nach Verlauf einer Stunde wachte ich mit Bedauern auf und fand, daß mein Gesicht so platt und weich wie das eines kleinen Kindes war. In dem ich ging, erhob ich meine Hände über dem Haupte dieses Barbiers und sagte: Gott segne Dich mein Sohn. — So suchten wir denn etwa zwei Stunden, aber nirgends war eine Barbierstube zu sehen. Wir sahen nur Rückenmacherläden mit Flechten todten und ekelhaften Haares, die auf Köpfen bemalter wächserner Räuber befestigt waren, welche den Vorübergehenden aus Glas kasten mit steinkalten Augen anstierten und ihn mit dem gespenstischen Weiß ihrer Gesichter erschreckten. Wir strasteten diese Firmazeichen eine Weile mit Verachtung, aber zuletzt kamen wir zu dem Schlusse, daß diese Rückenmacher nothwendig zugleich die Barbier sein müßten. Wir traten

ein, fragten und fanden, daß es richtig so war. — Ich sagte, ich wünschte rasirt zu werden. Der Barbier erkundigte sich, wo mein Zimmer wäre. Ich erwiderte, einerlei, wo das wär, ich wollte rasirt sein — hier, gleich auf der Stelle. Der Doctor sagte, er wünschte ebenfalls rasirt zu werden. Da gab's Verwunderung unter den beiden Barbieren. Hastig berieth man sich, rannte dann hin und her, schleppte fieberhaft aus obskuren Orten Barbiermesser herzu und riß alle Kasten nach Seife auf. Darauf brachten sie uns in ein elendes schäbiges Hinterstübchen, holten zwei ordinäre Stühle herbei und setzten uns in unsern Rücken auf dieselben. Mein alter beseligender Traum verschwand in der dünnen Luft. Ich saß aufrecht wie ein Bolzen, schweigsam, traurig und feierlich. Einer der perückenmachenden Hallunken bestrich mir das Gesicht zehn schreckliche Minuten lang mit Seifenschaum und endigte damit, daß er mir eine Masse davon auf den Mund kletterte. Ich blies den garstigen Quark mit einem starken englischen Ausdrucke weg und sagte, Fremdling, hüte Dich! Dann weckte dieser Schuft sein Messer an seinem Stiefel, schwebte ominös sechs fürchterliche Secunden über mir und stieß darauf hernieder auf mich wie der Genius der Verwüstung. Der erste Krach seines Messers löste mir die Haut vom Gesichte und ließ mich vom Stuhle auffahren. Ich stürmte und rasste, und die andern Knaben freuten sich darüber. Ihre Bärte sind nicht hart und dicht. Ziehen wir einen Vorhang über dieses markerschütternde Schauspiel. Es genüge, daß ich mich der grausamen Heimsuchung, von einem französischen Barbier abgeschabt zu werden, fügte und sie durchmachte. Thränen des ausgesuchtesten Schmerzes liefen mir dann und wann über die Backen, aber ich überlebte es. Dann hielt mir der angehende Meuchelmörder ein Becken mit Wasser unter's Kinn und platschte den Inhalt desselben mir über mein Gesicht und in meinen Busen und hinten über den Nacken hinunter, indem er schändlicherweise that, als wolle er mir die Seife und das Blut abspülen. Er trocknete mir das Gesicht mit einem Handtuche ab und war im Begriffe, mir die Haare zu kämmen. Ich bat aber um Entschuldigung. Ich sagte mit vernichtender Ironie, es wäre genug, geschunden zu sein, und ich müßte ablehnen, auch noch skalpirt zu werden. — Ich ging mit dem Taschentuch vor dem Gesichte fort von da, und nimmer, nimmer wieder wünschte ich mir von den palastartigen Barbierstuben der Pariser zu träumen."

In ähnlicher Weise wird der Reisende über verschiedene andere Dinge, über Billards, Gasthöfe, Grisetten und dgl. enttäuscht und immer berichtet er uns darüber mit köstlicher Laune. So zum Beispiel in der Geschichte, wo die Arglosen ihren Führer kennen lernen.

„Ich erwartete mir einen Führer Namens Henri de Montmorency oder Armand de la Chartreuse oder sonst etwas, das in den Briefen an die Kleinstädter zu Hause großartig klingen würde; aber sich einen Franzosen mit dem

Namen Billfinger denken zu sollen — das ging durchaus nicht an. Wir mußten ihn umtaufen. Der Doctor rieth: Alexis du Caulaincourt. Ich schlug vor: Alphonse Henri Gustave du Hauteville. — Nennt ihn Ferguson, sagte Dan. Das war praktischer, unromantischer Menschenverstand, und so nannten wir ihn dann Ferguson. Wir fuhren zum Frühstück. Wie sich's gehörte, stellte Herr Ferguson sich neben uns, um unsere Bestellungen zu vermitteln und Fragen zu beantworten. Bald bemerkte er wie zufällig, daß er hingehen und sein Frühstück einnehmen wolle, wenn wir mit dem unstrigen fertig wären. Er wußte, daß wir ohne ihn nicht fortkommen konnten, und daß wir uns nicht herumtreiben und auf ihn warten wollten. Wir baten ihn, sich hinzusetzen und mit uns zu essen. Er bat mit vielen Bücklingen, ihn zu entschuldigen. Es passe sich nicht, sagte er. Er wolle sich lieber an einen andern Tisch setzen. Wir befahlen ihm peremptorisch, sich zu uns zu setzen. — Hier endete die erste Lection. Es war ein Mißgriff. — So lange wir nach diesem Vorfall diesen Kerl hatten, war er immer hungrig, immer durstig. Er kam zeitig und blieb bis spät. Er konnte bei keinem Restaurant vorüber gehen, er blickte auf jedes Weinhaus mit dem Auge eines Blutegels. Vorschläge, Halt zu machen, Entschuldigungen, daß er essen und trinken müsse, waren ewig auf seinen Lippen. Wir versuchten alles Mögliche, ihn so voll zu füllen, daß er für vierzehn Tage keinen Platz übrig hätte, aber es mißlang. Er hatte nicht Tonnengehalt genug, um das Magen seines übermenschlichen Appetits stillen zu können.

Er hatte noch eine Unart an sich. Er wollte immer etwas kaufen. Unter den seichtesten Vorwänden drängte er uns in Hemdenläden, Stiefelläden, Handschuhläden, Schneiderläden, überall hin unter dem weiten Himmelsgewölbe, wo Aussicht vorhanden war, daß wir etwas kaufen würden. Jedermann hätte errathen können, daß die Ladeninhaber ihm einen Procentsatz von ihren Verkäufen zahlte; aber in unserer gesegneten Harmlosigkeit ahnten wir das nicht eher, als bis dieser Zug in seinem Benehmen unausstehlich hervortrat. Eines Tages äußerte Dan zufällig, daß er drei oder vier seidne Kleider zu Geschenken zu kaufen gedenke. Augenblicklich heftete sich Ferguson's hungriges Auge auf ihn. Nach Verlauf von zwanzig Minuten hielt der Wagen. — Was ist das? — Das ist das feinste Seidenlager in Paris, das berühmteste. — Weshalb sind Sie hierher gefahren? Wir sagten Ihnen doch, Sie sollten uns nach dem Palast des Louvre bringen. — Ich dacht, der Herr wünschte seidne Stoffe zu kaufen. — Man verlangt von Ihnen nicht, daß Sie für die Gesellschaft denken sollen, Ferguson. Wir wünschen Ihre Thakraft nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen. Wir wollen etwas von der Last und Hitze des Tages selbst tragen. Wir wollen versuchen, das Denken selbst zu besorgen, das wirklich nothwendig ist. — Weiter fahren! sagte der Doctor.

— Binnen fünfzehn Minuten machte der Wagen wieder Halt und zwar vor einem zweiten Seidenwaarenlager. — Der Doctor sagte: Ah, der Palast des Louvre! Schönes, wunderschönes Gebäude! Wohnt der Kaiser Napoleon jetzt hier, Ferguson? — Ah, Doctor, Sie spaßen, dies ist nicht der Palast. Wir kommen gleich hin. Aber da wir gerade bei diese Raden vorbeifahren, wo so schöne Seidenwaaren sind — Ah, ich sehe, ich sehe. Ich meinte doch, ich hätte Ihnen gesagt, daß wir heute keine Seidenstoffe zu kaufen wünschen. Aber in meiner Geistesabwesenheit vergaß ich's. Ich meinte auch, ich hätte Ihnen bemerkt, daß wir geraden Wegs nach dem Louvre zu gehen wünschten. Aber ich vergaß das gleichfalls. Indes, wir wollen jetzt dahin gehen. Entschuldigen Sie meine anscheinende Nachlässigkeit. Weiterfahren! — Noch war keine halbe Stunde verflossen, als wir abermals Halt machten — wieder vor einem Seidenwaarengeschäft. Wir waren verdrießlich, nur der Doctor war immer heiter und von sanfter Stimme: Endlich! Wie imposant der Louvre ist, und doch wie klein! Wie trefflich gestaltet, wie reizend gelegen! Ehrwürdiger, hochehrwürdiger Bau! — Pardon, Doctor, das ist nicht der Louvre — es ist — Was ist denn? — Ich hatte die Idee — es fiel mir in diesem Augenblicke ein, daß die Seide in diesem Magazin — Ferguson, wie unachtsam ich doch bin. Ich hatte entschieden die Absicht, Ihnen zu sagen, daß wir heute durchaus keine Seide zu kaufen geneigt sind, und ich beabsichtige ferner, Ihnen mitzutheilen, daß wir darauf brennten, unverzüglich nach dem Palast des Louvre zu gehen. Da wir uns aber des Glückes erfreuten, zu sehen, wie Sie diesen Morgen vier Frühstücke verschlangen, so hat mich das mit so vergnüglichen Empfindungen erfüllt, daß ich die gewöhnlichsten Interessen des Tages vergessen habe. Jetzt wollen wir nach dem Louvre, Ferguson. — Aber, Doctor, sagte Ferguson aufgeregt, es wird ja keine Minute kosten — nicht mehr als eine kleine Minute — die Erren brauchen ja nix zu kaufen, wenn sie nicht wünschen, sondern nur die Seide ansehen — das schöne Fabrikat ansehen. Dann fügte er flehentlich hinzu: Mein Err, nur einen kleinen Augenblick. — Dan sagte: Zur Hölle mit dem Dummkopf. Ich wünsche heute durchaus keine Seidenstoffe zu sehen. Ich werde nicht einen Blick darauf thun. Weiterfahren! — Und der Doctor fügte hinzu: Wir brauchen heute keine Seidenstoffe, Ferguson. Unsere Herzen sehnen sich nach dem Louvre. Lassen Sie uns weiterfahren. — Aber, Doctor, es ist ja nur ein Augenblick — ein kleiner Augenblick. Und die Zeit wird nicht verloren — gar nicht verloren, weil es jetzt nix mehr zu sehen giebt — es ist zu spät. Es fehlen noch zehn Minuten an vier, und der Louvre wird um vier Uhr geschlossen. — Nur einen kleinen Augenblick, Doctor. Der verrätherische Hallunke! Uns nach vier Frühstücken und einer Gallone Champagner mit einem solchen faulen Streiche aufzuwarten! Wir hatten diesen Tag von den zahllosen Kunstschätzen des Louvre nichts zu sehen

bekommen, und unsere einzige kümmerliche kleine Genugthuung bestand in dem Gedanken, daß Ferguson uns nicht ein einziges seidnes Kleid verkauft hatte.“

Im nächsten Kapitel wird u. A. sehr ergötlich die Empfindsamkeit Lamartines verspottet, die über Abälard und Heloise solche Katarakte von Thränen vergossen hat. Dann spüren die Reisenden verschiedene Sorten von Radenschwindel auf, zum Beispiel folgenden:

„Häufig sehen wir ein Schild, welches besagte: Alle Arten amerikanischer Getränke werden hier kunstgerecht zubereitet. Wir verschafften uns die Dienste eines in der Nomenclatur des amerikanischen Schenkflisches bewanderten Herrn und rückten den Arbeiten eines dieser Betrüger auf den Leib. Ein weißbeschürzter Franzose voller Bücklinge tänzelte auf uns zu und sagte: Que voulez les Messieurs? Ich weiß nicht, was das heißt, aber so lautete seine Bemerkung. — Unser General sagte: Wir wollen einen Whiskey-Straight haben. — Der Franzose machte große Augen. — Gut, wenn Sie nicht wissen, was das ist, so geben Sie uns einen Champagner-Cocktail. — Große Augen und Achselzucken. — Nun, dann lassen Sie uns einen Sherry-Cobbler haben. — Der Franzmann war matt gesetzt. Das war Alles Griechisch für ihn. — Nun, dann einen Brandy-Smash her! — Der Franzose begann sich zurückzuziehen, ängstlich geworden durch die ominös starke Betonung des letzten Befehles; er zuckte die Achseln und breitete die Hände aus, wie wenn er sich entschuldigen wollte. Der General folgte ihm und gewann einen vollständigen Sieg. Der unerzogene Fremdling konnte uns nicht einmal einen Santa-Cruz-Punsch, einen Eye-Opemer, einen Stone-Fence oder ein Earthquake liefern. Es war klar, es war ein ruchloser Betrüger.“

Im folgenden Abschnitte sehen wir die Arglosen in Genua und dann in Mailand. Wir können die vielen hübschen Bemerkungen, komischen Situationen und saubern Caricaturen, die sich auch in diesem Capitel finden, nicht alle nennen, geschweige denn ganz mittheilen. Wir begnügen uns, die Ver-spottung gewisser Kunstfreunde theilweise abzudrucken, zu welcher Leonardo's berühmtes Abendmahl unserm Humoristen Gelegenheit giebt. Dieses Bild ist bekanntlich arg von der Zeit mitgenommen, nach allen Richtungen hin zerstoßen und bekritzelt und mit Rissen und Flecken bedeckt; die Farben der Gewänder sind erblichen, die Gesichter haben sich zum Theil geschält, und fast aller Ausdruck ist von ihnen verschwunden, das Haar ist ein nichts sagender Alex auf der Wand; und es ist kein Leben in den Augen. Nun aber kommen von allen Welttheilen Leute hierher und rühmen das Meisterwerk. Mark Twain sagt von diesen Enthusiasten:

„Wie verzückt stehen sie da mit verhaltenem Athem und geöffneten Lippen und wenn sie sprechen, geschieht es nur in den hastigen Ausrufen einer hin-

gerissenen Seele: O! Wundervoll! — Welch ein Ausdruck! — Welche Anmuth in der Haltung! — Welche Würde! — Welche fehlerfreie Zeichnung! — Welch eine beispiellose Farbenpracht! — Wie viel Gefühl! — Was für eine Erhabenheit der Auffassung! — Was für eine zarte Pinselführung! Ich beneide diese Leute um ihre aufrichtige Bewunderung, wenn sie aufrichtig ist, um ihr Entzücken, wenn sie Entzücken empfinden. Ich hege keinerlei Animosität gegen irgend einen von ihnen. Aber doch will sich mir der Gedanke aufdrängen: wie können sie sehen, was nicht sichtbar ist? Was würde man von jemand denken, der eine verschrumpfte, blinde, zahnlose, pockennarbige Kleopatra ansähe und sagte: Welche beispiellose Schönheit! Wie viel Seele! Wie viel Ausdruck! Was würde man von jemand meinen, der auf einen trüben nebligen Sonnenuntergang hinblickte und ausrief: Was für ein erhabener Anblick! Wie ergreifend! Welch eine reiche Farbenpracht! Was würde man von einem Menschen halten, der auf eine Wüste mit Baumstämmen hinstarrte und sagte: O meine Seele, mein klopfendes Herz, was ist das für ein edler Wald! — Man würde denken, daß diese Leute doch ein erstaunliches Talent hätten, Dinge zu sehen, die bereits dahin gegangen sind. Das war's denn auch, was ich dachte, als ich vor dem Abendmahle stand und Leute Wunder, Schönheiten und Vollkommenheiten begeisterungsvoll anreden hörte, die aus dem Bilde schon hundert Jahre vor ihrer Geburt entwichen waren. Wir können uns die Schönheit vorstellen, die einst in einem jetzt bejahrten Gesichte lag, wir können uns den Wald denken, wenn wir die Stümpfe sehen, aber es ist absolut unmöglich, daß wir diese Dinge sehen, wenn sie nicht da sind. Ich glaube gern, daß das Auge eines geübten Künstlers auf dem Abendmahle ruhen und ein Lucre wieder aufleuchten lassen kann, wo nur noch eine Andeutung davon übrig ist, daß es eine Farbe, die verblichen ist, ergänzen, einen Ausdruck, der verschwunden ist, wiederherstellen, daß es an der nachgedunkelten Leinwand flicken, färben und hinzufügen kann, bis zuletzt ihre Figuren glühend von dem Leben, der Empfindung, der Frische, ja von all der edlen Schönheit vor ihm stehen, die ihnen eigen war, als sie zuerst aus der Hand des Meisters hervorgingen. Ich meinstheils kann solche Wunder nicht zu Stande bringen. Können es jene andern nicht inspirirten Beschauer, oder leben sie nur in der glücklichen Einbildung, daß sie es können? — Nachdem ich so viel über das Abendmahl gelesen, bin ich überzeugt, daß es einmal ein Wunder der Kunst gewesen ist. Aber das war vor dreihundert Jahren.

Es ärgert mich, wenn ich Leute so geläufig von Empfindung, Ausdruck, Ton und jenen andern leicht erworbenen und nichtsagenden technischen Ausdrücken der Künstler schwachen höre, mit denen in Unterhaltungen über Gemälde so viel Staat gemacht wird. Unter fünfundsiebzig hundert Menschen

giebt es nicht einen, der sagen könnte, was ein gemaltes Gesicht ausdrücken soll. Unter fünfhundert ist nicht einer, der in einen Gerichtshof gehen und sicher sein kann, daß er nicht einen harmlosen Geschwornen irrtümlich für den schwarzherzigen Meuchelmörder ansieht, welcher abgeurtheilt werden soll. Und doch reden solche Leute von „Charakter“ und nehmen sich heraus, den „Ausdruck“ auf Gemälden zu deuten. Es giebt eine alte Geschichte, daß Mathews, der alte Schauspieler, einst die Fähigkeit des menschlichen Gesichts lobte, die in der Brust verborgenen Leidenschaften und Gefühle auszudrücken. Er sagte, das Gesicht könnte das, was im Herzen vorginge, deutlicher offenbaren als die Zunge. — Beobachten Sie einmal mein Gesicht, sagte er, was drückt es aus? — Verzweiflung. — Bah, es drückt friedensvolle Ergebung aus. — Was drückt aber dieses aus? — Wuth. — Dummes Zeug, es meint Schrecken. — Dies? Albernheit. — Narr, es ist verhaltene Wildheit. Und nun dieses? — Freude. — O zur Hölle mit Ihnen! Jeder Esel kann ja sagen, daß es Wahnsinn bedeutet.

Ausdruck! Gewisse Leute geben kaltblütig vor, ihn herauszulesen, die sich für anmaßend halten würden, wenn sie thäten, als ob sie die Hieroglyphen auf den Obelisken von Luxor deuten könnten, und doch sind sie zu dem Einen ganz ebenso befugt wie zu dem Andern. Ich habe zwei sehr intelligente Kritiker im Laufe der letzten paar Tage über Murillo's Unbefleckte Empfängniß — jetzt im Museum von Sevilla — sprechen hören. Der eine sagte: O das Angesicht der Jungfrau ist voll von der Verzückung einer Wonne, die vollkommen ist, die auf Erden nichts mehr zu wünschen läßt. Der andere sagte: Ah, dieses wunderbare Gesicht ist so demüthig, so hingebend, es sagt so deutlich, wie Worte es sagen können: Ich fürchte mich, ich zittere, ich bin unwürdig, aber dein Wille geschehe, sei eine Stütze für deine Magd.“

Wir können hier den Verfasser noch ergänzen. Unendlich verschieden ist von den verschiedenen Kunstkritikern der Ausdruck der Niobe aufgefaßt worden, deren Original bekanntlich in Florenz zu sehen ist. Während einige derselben, wie Ramdohr, starre Furcht, entseelte Angst, den Uebergang zu ohnmächtig schlaffer Verzweiflung wahrnehmen, andere, wie Schlegel, ihr Gesicht als „in Thränen schwimmend voll Betrübniß und Angst“ bezeichnen, spricht Feuerbach in seinem Vaticanischen Apoll einen ganz entgegengesetzten Eindruck aus. „Auf die ruhige kalte Maske ihres Hauptes ist die schreckliche Gewißheit geprägt, daß die Rache des Himmels nun gesühnt ist. Für keins ihrer Kinder ist die Mutter mehr vorhanden, wie keins ihrer Kinder mehr für sie. Ihr Schirmen des Jüngsten ist nur bewußtlose Nöthigung der Natur, sie selbst mit ihrem emporgerichteten Haupte die schweigende, versteinerte Niobe des Aeschylus, die durchgeführte tragische Maske.“ Nach Welker führt sie uns zu gleicher Zeit den Ausbruch der Thränen, die nie versiegen sollen, die

thätige großherzige Mutterhülfe, die dem Erstarren nicht wehren, doch nicht zum Unterliegen kommen lassen kann, vor die Seele.“ Endlich meint ein bayerischer Phidias, der Bildhauer Wagner, allen Ernstes: „Könnte man nicht ebensowohl glauben, die Gruppe stelle eine Mutter vor, die mit ihren Kindern giftige Erdschwämme genossen, deren schädliche Wirkung sie bereits empfinden?“ Die Niobe hat also nach diesem naiven Beschauer nur — Leibschneiden.

Wir besuchen nun mit unserm Humoristen, stets ergötlich von ihm unterhalten, zunächst den Comer See, dann Venedig, Florenz, Pisa und Livorno, darauf Rom und zuletzt Neapel und Pompeji. Allerliebste ist die Stelle, wo der Verfasser einen Römer aus der Campagna auf Reisen gehen, nach Amerika kommen und dann den Landsleuten daheim von seinen Beobachtungen Bericht erstatten läßt. Es heißt da.

„Was gewährt die edelste Freude? Das Bewußtsein, etwas entdeckt zu haben, zu wissen, daß man geht, wo noch kein Anderer gegangen, daß man sieht, was noch kein Anderer gesehen. Was giebt es für mich in Rom zu sehen, was nicht Andere vor mir schon gesehen haben? Was kann ich entdecken? Nichts, auch gar nichts. Ein Reiz des Reisens stirbt hier. Ach wenn ich nur ein Römer wäre! Wenn ich zu meinem eignen Päckchen davon noch mit der Trägheit, dem Aberglauben und der grenzenlosen Unwissenheit des modernen Römers begabt werden könnte, was für sinnbethörende Welten voll unvermutheter Wunder würde ich entdecken! Ach wenn ich nur ein Bewohner der Campagna, fünfundzwanzig Meilen von Rom, wäre, dann wollt' ich reisen. Ich würde nach Amerika gehen und sehen und lernen und nach der Campagna zurückkehren und als ein ruhmreicher Entdecker vor meine Landsleute hintreten. Ich würde sagen:

Ich sah dort ein Land, welches keine Mutter Kirche hat, die es überschattet, und doch überlebt es das Volk. Ich sah eine Regierung, die nicht von ausländischen Soldaten beschützt wird und zwar mit größeren Kosten, als die Führung der Regierung selbst beträgt. Ich sah gemeine Männer und gemeine Weiber, die lesen und schreiben konnten, ich sah sogar kleine Kinder von geringen Landsleuten in Büchern lesen. Wenn ich zu denken wagte, ihr würdet's mir glauben, so würde ich sagen, sie könnten auch schreiben. In den Städten sah ich die Leute ein delicioſes Getränk trinken, das aus Kreide und Wasser gemacht war, aber nicht ein einzig Mal sah ich durch ihren Broadway, durch ihre Pennsylvania-Avenue oder ihre Montgomerystreet Ziegen treiben und vor den Thüren der Häuser gemolken werden. Ich sah selbst in den Häusern der geringsten Leute wirkliche Glasfenster. Einige der Häuser sind nicht von Stein noch von Ziegeln, ich schwöre feierlich, daß sie von Holz gemacht sind. Häuser fangen dort bisweilen Feuer und brennen — ja brennen mitunter ganz nieder und lassen nicht eine einzige Spur zurück. Ich

könnte das noch auf meinem Todtenbette als Wahrheit behaupten, und als Beweis, daß der Fall nicht selten vorkommt, theile ich mit, daß sie da ein Ding, Feuerspritze genannt, haben, welches große Ströme von Wasser ausspeit und Tag und Nacht bereit gehalten wird, um nach Häusern eilen zu können, die brennen. Ihr würdet nun meinen, eine Spritze wäre genügend, aber manche große Städte haben ihrer hundert, sie halten gemiethete Leute und bezahlen sie monatweise, damit sie nichts weiter thun als Feuer löschen. Für eine gewisse Summe würden andere Leute auch versichern, daß euer Haus nicht niederbrennte, und wenn es doch niederbrennte, würden sie euch dafür bezahlen. Es giebt dort hunderte und tausende von Schulen, und jedermann kann hinein gehen und lernen, klug zu sein wie ein Pfaffe. Wenn in diesem wunderlichen Lande ein reicher Mann als Sünder stirbt, so wird er verdammt, er kann sich die Seligkeit nicht mit Bezahlung für Messen erkaufen. Es hat dort wirklich nicht viel Nutzen, reich zu sein. Nicht viel Nutzen, was die jenseitige Welt angeht, aber viel, sehr viel Nutzen, was die diesseitige betrifft, weil dort ein Mann, wenn er reich ist, sehr hoch geehrt wird und Gesetzgeber, Gouverneur, General, Senator werden kann, gleichviel was für ein dummer Esel er ist, ganz wie in unserm geliebten Italien die Adeltigen alle hohen Stellen innehaben, obwohl sie zuweilen geborne adelige Einfaltspinsel sind. Dort geben sie einem Menschen, wenn er reich ist, kostbare Geschenke, bitten ihn zu Schmäusen, laden ihn ein, zusammengesetzte Getränke zu trinken; ist er aber arm und verschuldet, so fordern sie ihn zu dem auf, was sie Blechen nennen. Die Weiber legen jeden Tag verschiedene Kleider an. Der Anzug ist gewöhnlich von feinem Stoff, aber von abgeschmackter Form. Schnitt und Mode desselben ändern sich in hundert Jahren zwei Mal, und befürchtete ich nicht, ein maßloser Verdreher der Thatsachen genannt zu werden, so würde ich sagen, sie änderten sich sogar noch häufiger. Haar wächst auf den Köpfen der amerikanischen Weiber nicht, es wird von geschickten Arbeitern in den Läden für sie angefertigt und in Aergerniß gebende und gottlose Formen gelockt und gekräuselt. Manche Leute tragen Augen von Glas auf der Nase oder an einer Schnur vor der Brust, durch welche sie vielleicht ganz bequem sehen, weil sie sich ihrer sonst nicht bedienen würden, und in dem Munde einiger von ihnen befinden sich Zähne, die von ruckloser Menschenhand gemacht sind. Der Anzug der Männer ist lächerlich komisch: sie tragen für gewöhnlich keine Flinte, auch keine zugespitzte Stange, sie tragen keinen weiten grüngesäumten Mantel, keinen spitzen schwarzen Filzhut, keine bis an die Knie reichenden Ledergamaschen, keine Kniehosen von Ziegenleder, an denen die rauhe Seite nach außen gekehrt ist, keine plumpen mit dicken Nägeln beschlagenen Schuhe und keine ungeheuren Sporen. Sie tragen einen kugelförmigen Hut, Dfenrohr genannt, einen Rock vom dunkelsten

Schwarz, ein Hemd, welches jeden Schmutzleck so leicht sehen läßt, daß sie es jeden Monat wechseln müssen, was sehr unbequem ist, ferner Dinger, die Pantalons heißen und von Hosenträgern festgehalten werden, und an ihren Füßen tragen sie Stiefeln, die lächerlich von Gestalt und gar nicht haltbar sind. Und doch lachten diese phantastisch gekleideten Leute über meine Tracht. In jenem Lande sind Bücher etwas so Gewöhnliches, daß es wirklich gar nichts Curioses ist, eins zu sehen. Dasselbe gilt von den Zeitungen. Sie haben eine große Maschine, die solche Dinger jede Stunde zu Tausenden druckt.

Ich sah dort gemeine Leute — Leute, die weder Priester noch Fürsten waren — und die trotzdem vollkommen freie Eigenthümer des Landes waren, welches sie bearbeiteten. Es war nicht erpachtet von der Kirche oder von den Adelligen. Ich bin bereit, das mit einem körperlichen Eide zu bekräftigen. In diesem Lande könnt ihr drei Mal hintereinander aus einem Fenster im dritten Stock fallen, ohne einen Pfaffen oder einen Soldaten zu zerquetschen. Die Seltenheit dieser Leute ist ganz erstaunlich. In den Städten würdet ihr auf zwölf Civilpersonen nur einen Soldaten und auf ebensoviele nur einen Priester oder Prediger zu sehen bekommen. Die Juden werden dort ganz wie menschliche Wesen, nicht wie Hunde behandelt. Sie können jedes Geschäft betreiben, das ihnen beliebt, sie dürfen funkelnagelneue Waaren verkaufen, wenn sie Lust dazu haben, sie dürfen Apotheken halten und unter Christen als Aerzte wirken, sich mit ihnen associiren, sich sogar — ihr könnt mir's glauben, ich schwör' es bei der Jungfrau — mit ihnen verheirathen, wie wir uns verheirathen. Man schließt sie nicht in einen schmutzigen Winkel der Stadt ein. Sie können vielmehr da wohnen, wo es ihnen am besten gefällt, man behauptet sogar, sie hätten das Recht, sich Land und Häuser zu kaufen und sich als Besitzer zu geriren, obwohl ich das bezweifle. Sie müssen niemals nackt mit Eseln durch die öffentlichen Straßen Wettläufe anstellen, um dem Volke zu Carnivalszeiten einen Spaß zu machen. Niemals sind sie dort von Soldaten jeden Sonntag in eine Kirche getrieben worden, um sich selbst und ihre Religion verfluchen zu hören. In diesem wunderlichen Lande erlaubt man heutzutage einem Juden, bei öffentlichen Abstimmungen mit zu votiren, ein Amt zu bekleiden, ja eine Rednerbühne auf öffentlichem Markte zu besteigen und seine Meinung über die Regierung auszusprechen, wenn diese Regierung ihm nicht zusagt.

Ach, es ist seltsam! Die gemeinen Leute da wissen sehr viel, sie haben sogar die Dreistigkeit, zu klagen, wenn sie nicht gehörig regiert werden, und sich des Staatsruders zu bemächtigen und selber an demselben mitzuhelfen. Wenn sie Gesetze wie die unsern hätten, welche von jeden drei Thalern, die eine Ernte ihnen bringt, einem der Regierung als Steuer zusprechen, so würden sie diese Gesetze ändern lassen. Statt von jeden hundert Thalern, die sie ein-

nehmen, dreiunddreißig in Steuern zu bezahlen, klagen sie, wenn sie sieben zu entrichten haben. Es sind wunderliche Menschen. Sie wissen gar nicht, wie gut es ihnen geht. Bettelnde Priester treiben sich nicht unter ihnen herum mit Körben, in die sie für die Kirche sammeln, und essen ihnen nicht das liebe Brot vor dem Munde weg. Kaum jemals sieht man einen Geistlichen, der barfuß, einen Korb am Arme, herumzieht und um Lebensmittel bittet. In jenem Lande sind die Prediger nicht wie unsre Bettelmönche — sie besitzen zwei oder drei Anzüge, und sie waschen sich bisweilen.

In jenem Lande sind die Berge weit höher als das Albanergebirge, und die großmächtig sich erstreckende römische Campagna, Hundert Meilen lang und ganze vierzig breit, ist wirklich klein, wenn man sie mit den Vereinigten Staaten von Amerika vergleicht. Der Tiber, unser berühmter Fluß, der seinen gewaltigen Lauf fast zweihundert Meilen ausdehnt, und über welchen ein Junge kaum einen Stein nach Rom werfen kann, ist nicht so lang noch auch so breit wie der amerikanische Mississippi oder der Ohio oder auch nur der Hudson. In Amerika sind die Leute unbedingt klüger und wissen viel mehr als ihre Großväter. Sie pflügen nicht mit einem zugespitzten Stocke oder einem dreieckigen Holzloke, der nur die Oberfläche des Bodens rißt. Wir thun das, weil es unsre Väter vermuthlich vor dreitausend Jahren so machten. Aber diese Leute haben keine fromme Hochachtung vor ihren Vorfahren. Sie pflügen mit einem Pfluge, der eine scharfe, gekrümmte Eisenklinge ist. Er schneidet ganze fünf Zoll in die Erde hinein. Und das ist noch nicht Alles. Sie mähen ihr Getreide mit einer gräßlichen Maschine, die ganze Felder in einem Tage abschneidet. Wenn ich mir's getraute, so wollte ich sagen, daß sie sich bisweilen eines höllischen Pflugs bedienen, der mit Feuer und Dampf arbeitet und einen ganzen Morgen in einer einzigen Stunde aufreißt. — Aber — aber — ich sehe an euren Mienen, daß ihr die Dinge, die ich euch erzähle, nicht glaubt. Ach, mein guter Ruf ist zu Grunde gerichtet, und ich bin gebrandmarkt als ein Mensch, der Unwahrheiten redet.“

Wir schließen die Reihe unsrer Proben, indem wir einen Theil der komischen Einfälle mittheilen, die unser Autor vor dem Colosseum entwickelt.

„In Amerika machen wir Verbrecher zugleich nützlich, indem wir sie für ihre Verbrechen bestrafen. Wir vermietthen sie zu Farmerknechten und zwingen sie, dem Staate durch Anfertigung von Fässern und Straßenbau Geld zu verdienen. So verbinden wir das Geschäft mit der Vergeltung, und Alles ist in schönster Ordnung. Aber im Alterthum verbanden sie die religiöse Pflicht mit dem Vergnügen. Da es nothwendig war, die neue Secte, die sich Christen nannte, auszurotten, so hielt das Volk es für klug, diese Arbeit zugleich das Publicum unterhalten zu lassen. Als Zugabe zu den Gladiatorenkämpfen und andern Schaustellungen warf man zuweilen Mitglieder

jener Secte in die Arena des Colosseums und ließ wilde Thiere gegen sie los. Siebzigtausend Christen sollen an dieser Stelle den Märtyrertod erlitten haben.“

„Vor achtzehnhundert Jahren war dieses Colosseum das Theater Roms, und Rom beherrschte die Welt. Der Mann nach der Mode, der nicht so beiläufig mitunter etwas wie „meine Privatloge im Colosseum“ fallen lassen konnte, konnte sich nicht in den ersten Kreisen bewegen. Wenn der Besitzer eines Kleiderladens den Krämer an der Ecke vor Neid bersten sehen wollte, kaufte er sich Plätze in der ersten Reihe und ließ die Sache bekannt werden. Wenn der unwiderstehliche Schnittwaaren-Ladenjüngling, nach dem ihm angeborenen Instinct, unglücklich zu machen und Herzen zu brechen wünschte, so schwang er sich zu rücksichtsloser Verachtung der Kosten auf und führte die junge Dame eines Andern in's Colosseum, wo er sie in den Zwischenacten mit Eiscreme fütterte und zu ihrer Erbauung die Märtyrer in ihren Käfigen mit seinem Fischbeinstöckchen aufkizelte.“

Mark Twain findet unter dem Schutt des Colosseums den einzigen noch existirenden Theaterzettel dieses Etablissements. Er riecht nach Pfeffermünzkügelchen, und am Rande befindet sich von Damenhand geschrieben in gewähltem Latein die Einladung zu einem Stelldichein. Der Zettel selbst kündigt „noch nie dagewesene, höchst anziehende“ Dinge an: neun Löwen und neun Gladiatoren, darunter den berühmten Valerian, einen Kampf auf krumme Säbel, ein „großartiges moralisches Gefecht mit Streitärten“, das „Wunderkind Achilles, das, nur mit einem kleinen Speere bewaffnet, vier junge Tiger bekämpfen wird“. Das Ganze schließt mit „einem keuschen und eleganten allgemeinen Abschachten, in welchem dreizehn afrikanische Löwen und zweiundzwanzig gefangene Barbaren mit einander kämpfen werden, bis alle umgebracht sind“.

Auch wie das abgelaufen, erfahren wir, und zwar durch ein Exemplar der „Täglichen Römischen Streitart“, welches der glückliche Reisende bestaubt und verstümmelt ebenfalls im Schutt der Arena findet. In der betreffenden Recension heißt es, nachdem berichtet worden, daß der Kaiser Aurelius, sowie eine große Anzahl Herren und Damen der vornehmen Welt der Vorstellung beigewohnt, und nachdem der neuen Ausstattung des Theaters gedacht ist:

„Die Vorstellung, welche den letzten Abend eröffnete — der Säbelskampf zwischen zwei jungen Kunstliebhabern und einem berühmten parthischen Gladiator — war sehr schön. Der ältere der beiden jungen Herrn handhabte seine Waffe mit einer Anmuth, die den Besitz eines außerordentlichen Talents kennzeichnete. Seine Finte, mit der er zustieß, um sofort einen glücklich gezielten Hieb zu thun, der dem Parther den Helm herunter schlug, wurde

mit herzlichem Beifall aufgenommen. Er verstand sich nicht recht auf den Hieb mit verkehrter Hand, aber es that seinen zahlreichen Freunden wohl, zu erkennen, daß er mit der Zeit über diesen Mangel hinwegkommen würde. Er wurde indeß getödtet. Seine Schwestern, die zugegen waren, drückten beträchtliche Betrübniß aus. Der andere junge Mann setzte den Kampf mit solchem Feuer fort, daß begeisterte Beifallsrufe losbrachen.

Als er zuletzt entseelt zusammenbrach, lief seine betagte Mutter kreischend, mit aufgelösten Haaren und von Thränen strömenden Augen umher und fiel in Ohnmacht, gerade als ihre Hände das Geländer der Arena erfaßten. Sie wurde sofort von der Polizei weggebracht. Unter diesen Umständen war das Betragen der Frau vielleicht verzeihlich; aber wir möchten doch zu bedenken geben, daß solche Auftritte gegen das Decorum verstoßen, welches während der Vorstellungen gewahrt bleiben sollte. Der Parther focht tapfer und geschickt. Seine Frau und seine Kinder waren da, um seine Arme mit der Liebe zu ihnen zu stählen und ihn an die alte Heimath zu erinnern, die er wiedersehen sollte, wenn er die Oberhand behielt. Als sein zweiter Angreifer fiel, drückte das Weib die Kinder an die Brust und weinte vor Freude. Aber es war nur ein vorübergehendes Glück. Der Gefangne taumelte auf sie zu, und sie sah, daß er tödtlich verwundet war. So schloß der erste Act in einer Weise, die höchlich zufrieden stellte. Der Director wurde vor den Vorhang gerufen und sprach seinen Dank für die ihm widersahrene Ehre in einer Rede aus, die voll Witz und Humor war und mit der Hoffnung schloß, daß seine bescheidenen Versuche, heitere und lehrreiche Unterhaltung zu gewähren, auch ferner der Billigung des römischen Publikums begegnen würden.

Jetzt erschien der Stern des Abends, empfangen von lautschallendem Beifall und dem gleichzeitigen Wedeln von sechzigtausend Taschentüchern. Marcus Marcellus Valerian (sein Bühnename, eigentlich heißt er Schmidt) ist ein prächtiges Beispiel physischer Ausbildung und ein Künstler von seltenem Verdienst. Seine Handhabung der Streitart ist wundervoll. Seine Heiterkeit und Späßhaftigkeit sind unwiderstehlich in seinen komischen Rollen, und doch treten sie hinter der erhabnen Auffassung derjenigen zurück, in denen er das ernste Bereich der Tragödie betritt. Als seine Art um die Köpfe der verblühten Barbaren feurige Kreise beschrieb, genau im Takte mit seinem aufspringenden Körper und seinen vorwärts schnellenden Beinen, überließ sich die Zuschaueremasse Ausbrüchen eines nicht zu händigenden Lachens; aber als der Rücken seiner Art dem Einen den Schädel einschlug und fast im selben Augenblick ihre Schneide den Körper des Andern entzwei spaltete, war das Geheul begeisterten Beifalls, welches das Haus erschütterte, die Anerkennung einer kritischen Versammlung, daß er Meister in der edelsten Abtheilung seines Berufes sei. Wenn er einen Fehler hat, so ist es der, daß er mitten in den

aufregendsten Momenten der Vorstellung Blicke nach den Zuschauern wirft, als ob er Bewunderung suchte. Daß er im Kampfe innehält, wenn ihm Blumensträuße zugeworfen werden, ist ebenfalls schlechter Geschmack. . . . Wir hoffen, unser junger Freund wird diese Bemerkungen gut aufnehmen: denn wir denken dabei lediglich an sein Bestes. Alle, welche uns kennen, wissen ja, daß wir, obwohl wir zu Zeiten streng gegen Tiger und Märtyrer sind, niemals absichtlich Gladiatoren beleidigen.

Das Wunderkind leistete Wunderdinge. Es überwand seine vier jungen Tiger mit Leichtigkeit und keiner andern Verletzung als dem Verlust eines Theils seiner Kopfhaut. Die allgemeine Abschlachtang wurde mit einer Treue in den Einzelheiten dargestellt, welche den todten Theilnehmern daran die höchste Ehre macht.

Im Ganzen gereichten die Vorstellungen des letzten Abends nicht nur der Direktion, sondern auch der Stadt, welche diese gesunden und lehrreichen Unterhaltungen unterstützt und ermuntert, zum Ruhme. Wir möchten nur andeuten, daß das Treiben ungezogener Jungen auf der Galerie, welche die Tiger durch Blasrohre mit Erbsen und Papierkugeln beschießen, *Hui, Hui!* rufen und ihren Beifall oder ihr Mißfallen durch Bemerkungen wie: *Hurrah, Löwe! oder: Drauf, drauf, Gladiatorenchen! — Hausknecht von einem Kerl! — Rede halten! — Mal um die Ecke spazieren! u. d. zu erkennen geben, in Gegenwart des Kaisers äußerst tadelnswerth ist und von der Polizei verhindert werden sollte. . . .*

Heute Nachmittag ist eine *Matinée* für unsere Kinderchen zugesagt, bei welcher Gelegenheit verschiedene Märtyrer von Tigern verspeist werden. Die regelmäßigen Vorstellungen sollen bis auf weitere Mittheilung jeden Abend ihren Fortgang haben. Alle Abende Wechsel des Programms. Benefiz für *Galerian* Dienstag, den 29., wenn er noch am Leben ist."

Briefe aus Belgien.

Brüssel, im Juli.

Seit fast drei Wochen durchstreife ich Belgien, und mein Interesse wächst, je mehr ich mit den Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen des Landes bekannt werde. Fast keins unserer Nachbarländer ist so wenig bekannt bei uns als dieses. Von den Touristenströmen, welche sich alljährlich nach allen Richtungen über unsere Grenzen ergießen, nehmen die wenigsten ihren Lauf nach Belgien, oder sie brausen mit Windeseile durch das Land, um Frankreich oder England